

Zeitschrift: Verhandlungen der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft = Actes de la Société Helvétique des Sciences Naturelles = Atti della Società Elvetica di Scienze Naturali

Herausgeber: Schweizerische Naturforschende Gesellschaft

Band: 80 (1897)

Artikel: Über Obwalden

Autor: Etlin, E.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-90078>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Über Obwalden

Notizen

gesammelt und vorgetragen an der Eröffnung

der

achtzigsten Jahresversammlung

der

Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft in Engelberg

von E. ETLIN, Arzt, in Sarnen

12. September 1897.

Leere Seite
Blank page
Page vide

Verehrte Herren und Freunde!

Als Sie letztes Jahr in der so grossartig verlaufenden Jahresversammlung in Zürich dem Kanton Obwalden und speziell der Talschaft Engelberg die hohe Ehre erwiesen, letztern Ort als diesjährigen Festort zu bestimmen, da mischte sich in die aufrichtige Freude, die dieser Entschluss hierzulande wachrief, ein recht schmerzliches Gefühl, nämlich dasjenige der Unzulänglichkeit, Sie würdig zu empfangen, und das Gefühl des Unvermögens, Ihnen von uns aus etwas gediegenes Wissenschaftliches bieten zu können, ein Gefühl, das besonders stark zum Durchbruch kam bei Ihrem unwürdigen Präsidenten, der selbst am wenigsten weiss, wie ihm diese hohe Ehre zu teil wurde, d. h. er weiss recht gut, dass er dieselbe nicht etwa eigenen Verdiensten, sondern eben nur lokalen Verhältnissen und Ihrer gütigen Nachsicht, um die er auch ferner recht sehr bittet, verdankt. Allein gottlob hat die gütige Natur dem Menschen nicht nur den sorgenden ängstlichen Sinn gegeben, sondern sie stattete ihn auch zum Gang durchs Leben mit der nötigen Portion Leichtsinn aus, und mit dieser so notwendigen und glücklichen Beigabe haben wir es denn auch frisch gewagt, Sie bei uns aufzunehmen, uns tröstend mit dem Umstand, dass Sie das Wichtigste und Beste für diese Versammlung — das Wissen — ja selber mitbringen und von uns nur gastliche Aufnahme und freundlichen

Empfang verlangen. Und das soll Ihnen denn auch geboten werden, so gut es in unsern schwachen Kräften liegt. Im Namen von Volk und Behörden von Obwalden, im Namen von Kloster und Talschaft Engelberg heisse ich Sie alle hier am Fusse des Titlis herzlich willkommen.

Wie schon bei der Übernahme des Festes, ja eigentlich wie immer im Leben, so ist auch heute bei der Eröffnung des Festes Freude und Schmerz vereint, und in das beglückende Gefühl, so viele Mitglieder und Freunde unserer Gesellschaft hier begrüßen zu dürfen, mischt sich der aufrichtige Schmerz um jene, die nie mehr an einer unserer Versammlungen teil nehmen werden, an jene, die der unerbittliche Tod im verflossenen Jahre aus unsern Reihen abgerufen hat. Wenn dies Gefühl schon ein sehr schmerzliches ist beim Verlorste von Mitgliedern, deren Leben in unserer Gesellschaft still und ruhig dahinfloss, und bei jenem, dem es vergönnt war, im strahlenden Schimmer eines schönen Lebensabends auf eine lange, ruhmreiche Lehrtätigkeit zurückzublicken, so ist dasselbe doppelt bitter, wenn wir unter den Verstorbenen auch einen Namen lesen, der trotz ganz kurzer Tätigkeit schon als leuchtender Stern am Himmel der Gelehrtenwelt erstrahlt, und der bei seinem jugendlichen Alter und der feurigen, selbstlosen Hingabe noch zu den schönsten Hoffnungen für die Wissenschaft und unsere Gesellschaft im besondern berechnete. Verlangen Sie aber nicht, dass ich hier die Verdienste jedes einzelnen dieser Verstorbenen aufzähle, ich bin dies nicht im stande, und eine kompetentere Feder wird es in den „Verhandlungen“ tun; uns allen aber bleibe das Andenken dieser verstorbenen Freunde teuer und heilig für immer.

Nach altem Usus pflegt der jeweilige Jahrespräsident der verehrten Versammlung einen naturhistorischen Überblick zu geben über die Umgebung des Festortes; er

führt sie jeweilen ein in die Geheimnisse der geologischen Struktur dieses Bodens und zeigt dann bis ins feinste Detail, was alles in, an und auf diesem Boden wächst und gedeiht. Das möchte ich Ihnen gegenüber nun gern auch tun, wenn ich nur könnte! Und wie dankbar wäre es für einen Geologen, Sie einzuführen in das Wirrsal der Schichtungen und Faltungen, die Sie wahrscheinlich alle beim Eintritt in das Tal beiderseits hoch oben an der Hutstock- und der Wallenstockgruppe bewundert haben, die zerknitterten Blätter dieses Buches zu glätten und Ihnen diese Runen, die von so riesigen Erdrevolutionen erzählen, zu erläutern. — Aber das muss ich alles den Männern vom Fache überlassen. Denn wie könnte ich ein Bild der geologischen Verhältnisse meiner lieben engern Heimat entwerfen, da ich Ihnen gestehen muss, dass ich in dieser Beziehung mit meiner Wissenschaft nicht viel weiter gekommen bin als der biedere Leutpriester Møengal in Scheffels Ekkehard, der von dem Boden seiner Heimat nur wusste, dass er viel zu rauh sei, als dass Heilige und Gelehrte auf demselben leicht gedeihen. Sie müssen daher leider auf alle Details verzichten und mir gestatten, Ihnen mit wenig einfachen Worten im allgemeinen zu schildern, was jedermann in Obwalden sehen kann, wenn er es nur mit offenem, wenn auch Laienauge betrachtet.

Engelberg freilich, das liebliche Tal, das Sie heute mit Ihrem Besuche beehrten, bedarf eigentlich einer weitem Schilderung nicht mehr; denn seit dieser Ort zum Rendezvous aller Nationen dient, wurde er von den berufensten Federn so allseitig und erschöpfend geschildert, dass es Eulen nach Athen tragen hiesse, noch etwas beizufügen. Engelberg, das vor 100 Jahren nur äusserst selten einen fremden Gast sah, beherbergt jetzt jeden Sommer deren annähernd 20,000, die teils hier durchreisen oder grossenteils in längerem Aufenthalt Stärkung sammeln gegen den

aufreibenden Einfluss der jetzigen Lebensweise oder auch Wiederherstellung suchen von überstandener Krankheit. So kräftigend aber auch die Luft der Berge ist und so frisch sie hier oben weht, man würde doch gewaltig irren mit der Meinung, dass alle diese Kuranten sich hauptsächlich von Alpenluft und Ziegenmolken nährten. Sie mögen sich von dem Triebwerk der Küche eines solchen Kurortes selbst einen Begriff machen, wenn ich Ihnen sage, dass nur von auswärts während einer Saison hier ca. 400 Kilozentner Ochsenfleisch, 150 Kilozentner Kalbfleisch, 100 Kilozentner Schaf- und Schweinefleisch und 120 Kilozentner Fische konsumiert werden, und wenn schon auch hier keine gebratenen Tauben in der Luft herumfliegen, so werden doch etwa 15,000 Stück Geflügel verzehrt. Was dazu getrunken wird, darüber schweigt zwar des Statistikers Höflichkeit; aber allgemein herrscht der Glaube, je mehr Meter über Meer, desto besser schmecke der Wein.

Es ist aber auch erklärlich, dass der Gast hier gerne weilt, denn ein schöneres Dorado lässt sich nicht leicht denken. Vor rauhen Winden geschützt, von Wäldern umgeben, bietet es eine balsamisch milde und doch vom Hauche der Gletscher gekräftigte Luft; ein grossartiges Panorama erfreut das entzückte Auge, und so majestätisch und zerklüftet die Gletscher und Felszacken auch hernieder schauen, überall wird die Wucht ihres Eindruckes gemildert durch das Liebliche der nähern Umgegend; nirgends kommt das Erstarrende, Ertötende des Gletschers zur Geltung; seine Nähe weckt nur das Gefühl der Kraft und Grossartigkeit, und nicht leicht könnte man sich eine glücklichere Verschmelzung erhabener Hoheit und zarter Anmut denken, als Engelberg sie uns bietet.

Nicht am wenigsten zum Weltruf Engelbergs trug der Titlis bei, jener Berg, der lange Zeit sozusagen ein

Modegletscher war. Der Titlis wurde zuerst im Jahre 1744 und zwar von einem Klosterbruder bestiegen und nachher von einigen Conventualen desselben Stiftes; aber erst zu Anfang dieses Jahrhunderts wurde seine Besteigung öfters ausgeführt. Die frühere Zeit sah ja in den Bergen mehr eine feindliche Gewalt, der man lieber nicht nahe ging, wenn es nicht nötig war. Dass es auf den Bergen etwas Schönes zu sehen gebe, davon hatte sie keine Ahnung, und das hohe Gefühl, das jetzt an jedem schönen Sommertag die Herzen von hundert und hundert Bergsteigern durchzittert, war leider unsern Ahnen gänzlich fremd. In Obwalden z. B. waren die notorisch ersten, die einen Berg aus anderm als materiellem Beweggrund bestiegen, die Besucher des Pilatus, und diese lockte nicht etwa die Freude an der schönen Aussicht, sondern der Fürwitz auf den Berg. Sie wollten sich in dem sagenhaften Pilatussee nach dem angeblich dort versenkten Landpfleger Pontius Pilatus umsehen und ihn aus seiner Ruhe zu stören suchen. Aber ein Erlass der väterlich besorgten Regierung von Obwalden machte diesem sträflichen Leichtsinne bald ein Ende, wie wir aus folgendem Protokollauszug aus dem 16. Jahrhundert sehen: „Als vom Pilatusberg Klegt kommen ist, da solle ebbwar gangen sin mit trummen schlan oder anderes Getön, ist nu gemacht worden von einer Gemein also: wer der wer der selichs tet und uf den Berg ging, dieselben soll man gen Sarnen füeren und in den thurm legen, ihnen einen recht tag setzen und sy nach yrem verdienen on gnad straffen, dass sich ein anderer wüss darnach zu halten und sich fürhin zu hüeten.“

Nach dieser kurzen Abschweifung zum Titlis zurückkehrend, glaube ich, behaupten zu dürfen, dass es wenig eigentliche Gletscher in der Schweiz gibt, die gletscher-mässig begangen werden und doch so zahlreichen Besuch erhielten, als wie der Titlis in der zweiten Hälfte unseres

Jahrhunderts; vom Kindesalter bis zum 80jährigen Greis waren da alle Lebensstufen vertreten. Trotz dieser vielen Besteigungen waren Unglücksfälle dabei verhältnismässig selten; doch zeigt Ihnen der nahe Friedhof, dass auch dieser Berg zuweilen seine Opfer fordert, von denen mehrere dort drüben den ewigen Schlaf schlummern angesichts jener krystallinen Gletscherpracht, deren zauberhafter, geheimnisvoller Glanz sie in den Tod lockte. An den Ausläufern und Nachbarn des Titlis, dem Grassen-, Griesen- und Firnalpeli-Gletscher, werden seit etlichen Jahren auf Veranlassung durch die an der letzten Basler-Versammlung von Ihrem Herrn Präsidenten Forel gemachte Initiative Beobachtungen über deren Bewegungen angestellt, und es hat sich gezeigt, dass die beobachteten Gletscherzungen in den letzten Jahren ständig zurückgewichen sind. Auch am Titlisgletscher selbst sind seit vielen Jahren von aufmerksamen Beobachtern, wenn auch nicht mathematisch kontrollierte, so doch ganz sichere Veränderungen konstatiert worden, und zwar ist, abgesehen von einzelnen Gletscherstürzen, überall ein starkes Zurückweichen des Gletschers zu konstatieren. So finden wir denn auch da droben, wo alles in ewiger, unbeweglicher Ruhe erstarrt zu sein scheint, fortwährende Bewegung und den ewigen Kreislauf des Werdens und Vergehens. Und die gleiche Veränderung wie auf den höchsten Spitzen können wir durch alle Höhenstufen verfolgen bis zu unterst in die Talsohle.

Der Faktor, durch welchen in letzter Linie diese Veränderungen hauptsächlich bewerkstelligt werden, ist das bewegliche Element: das Wasser. Vor allem fällt da in Obwalden auf die Veränderung, welche das Lungerer Tal durch Tieferlegung des Lungerer Sees erlitt. Wenn schon der wirtschaftliche Nutzen, der durch diese Tieferlegung des Sees erzielt wurde, ein bedeutender war, so hat doch das landschaftliche Bild sehr verloren. Der Lungerer See

bedeckte früher eine Fläche von 280 Hektaren. Das Dörfchen selbst war unmittelbar an sein südliches Ufer angelagert. Durch Messungen war festgestellt worden, dass der obere Teil des Sees nicht sehr tief sei und zur Tieferlegung, weil am untern Ende durch einen verhältnismässig schmalen Querriegel abgeschlossen, sich gut eignen würde, so dass man von den circa 280 Hektaren, welche der See dazumal einnahm, etwa 180 durch Vertiefung des Sees um 35 Meter urbar machen zu können hoffte. 1790 wurde mit dem Werk begonnen unter Leitung des K. Deggeler von Schaffhausen, damals Bergwerksdirektor in Lauterbrunnen. Man entschloss sich, durch den vorliegenden Felsriegel einen Stollen in der Länge von 340 Meter zu treiben, und berechnete, dass derselbe in einer Tiefe von 35 Meter den Seegrund durchbohren müsse. 1799 stand das Unternehmen infolge der damaligen Zeitläufe still und wurde erst wieder 1831 ernstlich in Angriff genommen, doch ohne dass es gelang, dasselbe wesentlich zu fördern, bis endlich Melchior Deschwanden von Stans, ein sehr gemeinnütziger Mann, sich an die Spitze des Unternehmens stellte und durch Ausgabe von 425 Aktien à 40 Fr. den nötigen nervus rerum schaffte. Aber auch jetzt wäre das Unternehmen wahrscheinlich noch nicht gelungen, hätte sich nicht die zürcherische naturforschende Gesellschaft desselben angenommen und auch weitere Kreise dafür zu interessieren gewusst, so dass sich ein auswärtiges Komitee von Naturforschern bildete, bestehend aus den Herren: Hofrat Horner, Escher im Felsenhof, Escher von der Linth, Oberst Pestalozzi und Doktor Gräfe aus Zürich, Stabshauptmann Geigy von Basel, Nik. Meyer von Luzern und Ingenieur Sulzberger von Frauenfeld. Und es zeigten sich auch hier eidgenössischer Brudersinn und praktisches Wissen von der schönsten Seite; denn der armen Berggemeinde

Lungern wäre die Durchführung dieses Werkes nie möglich gewesen ohne diese kräftige, uneigennützige Hülfe der Gelehrtenwelt. Unter der Leitung Sulzbergers ging es nun rüstig vorwärts, bis man endlich am 9. Januar 1836 den Stollen soweit vorgetrieben hatte, dass nur mehr eine $1\frac{1}{2}$ Meter dicke Felsenschicht die Wasser des Sees zurückhielt. Die Arbeit muss in den letzten Tagen eine äusserst beschwerliche gewesen sein. Da man sich jeweilen durch Bohrlöcher über die Dicke der noch bestehenden Felsenschicht versicherte und nun die letzten Löcher diese Schicht durchbohrt hatten, so quoll das Wasser unaufhörlich in den Stollen; überdies war die Luft in demselben so schlecht, dass es unmöglich war, längere Zeit ein Licht zu brennen; die Arbeiten mussten meistens im Finstern ausgeführt werden. Doch gelang es schliesslich nach unendlichen Mühen, $9\frac{1}{2}$ Zentner Pulver, zu diesem Zwecke von der Regierung von Bern geschenkt, zu hinterst im Stollen in einem eichenen Fasse anzubringen und mit Holzblöcken ringsum zu verkeilen; nach vornen wurde diese Mine auf etwa 6 Meter Länge mit Sandsäcken abgeschlossen, und mitten durch dieselbe wurde eine in ledernem Schlauch steckende Brandröhre geleitet. Heute, wo der elektrische Funke durch ungezählte Weiten, durch Felsen und Meere blitzt, kann man sich kaum des Lächelns enthalten, wenn man bedenkt, dass dieser ganze Apparat nun durch einen Zündschwamm in Brand gesetzt wurde. Für den Bergknappen Spier aus Graubünden, der dies ausführte, war es natürlich von grösster Wichtigkeit, dass Zunder und Brandröhre die berechnete Zeit, nämlich solange, bis er sich durch den 360 Meter langen Stollen geflüchtet hatte, fortglimme; denn wenn die Mine zu früh explodierte, so war der Mann unrettbar verloren. Doch gelang die Sache, und ein Mörserschuss zeigte am 9. Januar 1836 nachmittags 4 Uhr dem ringsum harrenden Volke an, dass Spier glücklich den

Stollen verlassen habe. Bald darauf verkündete dann auch zweimaliger dumpfer Donner aus dem Erdinnern die Entzündung der Mine, und nach kurzer Zeit bangen Wartens stürzte ein Strom Wasser aus dem Stollenloch: die Mine hatte durchgeschlagen, und in gewaltigem Sturze entleerte sich nun der See, so dass er täglich um circa 1 Meter tiefer sank. Der Erfolg des Unternehmens war ein durchaus gelungener, wenigstens vom technischen Standpunkt aus, indem circa 170 Hektaren Land gewonnen wurden, ein grosser Vorteil für die starkbevölkerte Gemeinde bei ihrer kleinen Ausdehnung im enggeschlossenen Tal.

Die Kosten des ganzen Unternehmens stellten sich auf circa 48,000 Fr. und 16,000 freiwillige Arbeitstage. Zur Ehre der auswärtigen Aktionäre muss bemerkt werden, dass die wenigsten die Rückzahlung verlangten, sondern grossmütig ihren Betrag dem Unternehmen schenkten. Das Gefühl des Wohlwollens und der schweizerischen Zusammengehörigkeit überwog auch schon in dieser noch dividendenlosen Zeit die kalte Berechnung.

Schon 1761 wurde der Aasee zwischen dem Lungerer und Sarner See durch einen 10 Meter tiefen Schlitz abgelassen, und 1850 wurde dieses Unternehmen durch Doktor H a l t e r in Giswil noch weiter ausgeführt, so dass dort nahezu 90 Hektaren Landes gewonnen wurden. Dem in 1900 Meter Höhe gelegenen Melchsee wurde vor kurzem durch Vertiefung seines gleich in einem Kalktrichter verschwindenden Ausflusses, dem Stäubiloch, ebenfalls Land abgewonnen zur Verbesserung der Alp, aber nicht zur Verschönerung der Gegend.

Ganz aus jüngster Zeit datieren die verhältnismässig grossartigen Verbauungen der Melcha und Aa, der kleinen Schlieren, der Lauwi, des Eybaches, der Giswiler Bäche und des Sachsler Dorfbaches. Alle diese Bergbäche und Flüsse gefährdeten die nähere und fernere Umgebung durch Über-

schwemmungen und Übersaaren durch teils gewaltige Schuttmassen. 1887 z. B. trat der Eybach in Lungern aus und brachte Geschiebe und Steine in unglaublicher Menge, einzelne Blöcke repräsentierten ein Gewicht von 2000 Zentnern, und an der Pfarrkirche war der Schutt auf dem Friedhof weit herum in einer Höhe von 2—3 Metern abgelagert. Durch die vorgenommenen Korrekturen scheint es nun gelungen zu sein, diese wilden Gesellen in etwas zu bändigen, doch nicht ohne grosse Kosten; denn seit 1880 hat Obwalden für diese Gewässerkorrekturen über 1 Million Franken ausgegeben, und für die nächste Zeit sind noch für nahezu $3\frac{1}{2}$ Millionen projektiert. Trotzdem ist es uns noch nicht gelungen, die Höhe der übrigen Kulturstaaen zu erreichen und eine Staatsschuld zu kontrahieren, und obwohl das steuerbare Vermögen von Obwalden nicht einmal 40 Millionen beträgt, hoffen wir das auch für die Zukunft. Dass durch diese Korrekturen die Gegend in einschneidendem Masse verändert wurde, ist klar: oft wurde der früher malerisch gewundene, unregelmässige Flusslauf in eine zwar rationelle, aber langweilig gerade Linie umgewandelt oder der ganze Flusslauf verlegt. So lief früher die Melcha in den Vierwaldstätter See; 1880 wurde ihr Lauf um 8 Kilometer verkürzt und sie direkt in den Sarner See übergeleitet; dort hat sie nun ihren Schuttkegel schon mehr als um 100 Meter in den See vorgeschoben; ganze grosse Riedkomplexe wurden durch diese Arbeiten ebenfalls trocken gelegt und meistens in Wiesland umgewandelt. Freilich, den grössten Teil des Jahres, ja oft Jahre lang, flossen diese Bäche und Flüsse ganz ruhig und unschuldig in ihrem Bette; aber durch aussergewöhnliche atmosphärische und klimatische Ereignisse schollen sie doch zuweilen zu gefahrdrohenden Wildbächen an; glücklicherweise selten, denn das Klima Obwaldens ist ein gemässigt und gleichmässiges. Ohne sich irgendwie

besonders von dem der übrigen Zentralschweiz zu unterscheiden, zeichnet dasselbe sich doch fast durchwegs durch seine verhältnissmässige Milde und seine Fruchtbarkeit aus. Die drückende Sommerhitze wird durch die vielen Wasserläufe und Seen günstig beeinflusst, und das durch seine Trockenheit in der ganzen Schweiz traurig berühmte Jahr 1893 nicht einmal vermochte den smaragdenen Teppich unserer Wiesen zu bleichen. Ganz Obwalden liegt noch im Gebiete der Föhnzone, dieses „Südwindes“, der ganz nach den Worten der hl. Schrift: „Spiritus flat ubi vult“, von allen Seiten der Windrose herweht und über dessen eigentliches Wesen, trotzdem die Gelehrten, aber hoffentlich nicht, weil die Gelehrten so viel darüber schrieben, erst in neuerer Zeit die Ansichten sich klärten. So viel ist sicher, in die Kategorie der so beliebten „sanft fächelnden Winde“ kann man ihn nicht zählen, sondern er zeigt sich durchaus als ungeschlachter Patron, richtet in den Bergwäldern oft gewaltigen Schaden an, indem er tausende von Bäumen knickt, deckt ganze Dächer ab und übt auf Menschen und Tiere eine erschlaffende, nachteilige Wirkung. Von seiner Kraft kann man sich einen Begriff machen, wenn man sieht, dass er ganze Dachschilde im Gewicht von vielen Zentnern 20—30 Meter weit abwirft und sogar stark gebaute Häuser so ins Wanken bringt, dass man im Bette drin die Empfindung hat, man befinde sich in einer Schiffskoje auf bewegtem Meer. Im Frühling freilich ist er, trotz seines rauhen Auftretens, ein beliebter Gast, da er in der kürzesten Zeit bis in alle Berge hinauf die dickste Schneeschicht wegleckt. Aber geradezu schrecklich wirkt sein warmer Hauch, wenn er eine unbewachte Flamme erreicht; darum wird bei heftigem Föhn oft tagelang nicht gekocht. Im Jahre 1887 stand das ganze Dorf Engelberg in der grössten Gefahr, während einer Föhnnacht abzubrennen; doch konnte dem rasenden Ele-

ment, nachdem es 9 Firsten vernichtet hatte, noch Einhalt getan werden. Dass bei solchen klimatischen Verhältnissen die Vegetation in Obwalden bei passenden Bodenverhältnissen äusserst günstige Bedingungen findet, ist klar — schon der Name deutet darauf hin, dass hier von jeher gewaltige Wälder sich fanden. Der beste Kenner der schweizerischen Pflanzenwelt, Herr Dr. Christ in Basel, selbst rühmt sogar die herrliche Entwicklung der obwaldnerischen Buchen. Aber nicht nur der Wald gedeiht vorzüglich, auch die kleinen, aber schönen, farbenprächtigen Kinder Floras sprossen überall in reicher Fülle und seltener Pracht. Nur zu bedauern ist, dass unsere prachtvollen Alpenblumen von vielen Touristen in geradezu sinnloser Weise abgegrast werden; überdies ist das Sammeln von Alpenblumen, besonders Edelweiss, ein eigentlicher Erwerbszweig geworden. Es gibt derartig geschäftsmässige Sammler, die jährlich 20—50,000 Stück Edelweiss in Verkauf bringen; die Alpendistel wird sogar künstlich in Gärten zum Verkauf kultiviert. Trotz eines im Jahre 1876 erlassenen regierungsrätlichen Verbotes, Edelweiss gewerbmässig mit den Wurzeln zu sammeln, hat sich diese Pflanze in unsern Bergen sehr vermindert. Auf dem Abschütz z. B., wo diese glänzenden Sterne noch vor 20 Jahren den Alpenrasen mit einem silbernen Glanz überzogen, ist sie geradezu selten geworden. Möchte es der in Genf bestehenden Gesellschaft zum Schutze der Pflanzen gelingen, auf dem Wege der Belehrung das zu erreichen, was auf dem Wege des Verbotes nur spärlich gelang. Trotz dieser fortwährenden Verwüstung und trotz der schwierigen Lebensverhältnisse, unter denen sie wachsen müssen, überzieht noch alljährlich ein in allen Farben prangender Blument Teppich unsere Alpen. Bekannt ist z. B. der Pilatus als Fundort einer Menge seltener Alpenpflanzen; auch hier um Engelberg herum findet der Botaniker seltene Ausbeute

in Hülle und Fülle. Zu geeigneter Zeit blühen hier: *Eryngium alpinum*, *Campanula cenisia*, *androsace glacialis*, *pupescens*, *Salix arbuscula*; *Botrychium simplex* Hitschcock wächst sogar in Obwalden einzig in der Schweiz. Die soeben erschienene Flora Rhiners verzeigt noch andere Seltenheiten.

Ein so freudiges Gefühl auch der reiche alpine Blumenschmuck in jedem Freunde der Natur, nicht nur dem Botaniker, hervorruft, um so schmerzlicher ist dasjenige, das man empfindet bei der betrübenden Beobachtung, wie sehr der oberste Vegetationsgürtel, vor allem die oberste Waldgrenze, in stetem Zurückweichen begriffen ist; so unzweifelhaft auch die Tatsache, so schwierig ist es, deren eigentliche Ursache festzustellen. Höchst wahrscheinlich wird dieselbe durch verschiedene Faktoren bewirkt, und wahrscheinlich kann auch hier die in vielen Fällen so ohnmächtige Hand des Menschen nur ganz wenig tun, um diesem traurigen Übelstande wirksam zu begegnen. An vielen Orten ist der Wald seit Menschengedenken auf grössere Distanzen zurückgegangen. Seit vielen Jahren wurde zu oberst an der Grenze des Holzwuchses in Obwalden kein einziger grünender Baum zum Gebrauch der Alphütten angezeichnet und gefällt, vielmehr wurde dieses Bedürfnis durchaus mit abgängigen, teils abgestorbenen Bäumen gedeckt, und doch ist mir nirgends eine Stelle an der obersten Waldgrenze bekannt, und ich habe leider auch vom Forstpersonal nur die Bestätigung dieser traurigen Tatsache vernommen, an welcher ein kräftiger, nach oben sich ausbreitender Jungwuchs vorkäme, trotz der oft noch äusserst stattlichen und kräftigen Samenbäume. Wenn der Alpenwald seine obersten Positionen mühsam und nur annähernd zu behaupten vermag, muss man schon sehr zufrieden sein. Künstliche Aufforstungen, wenn auch mit aller Sorgfalt vorgenommen, sind bis jetzt nur spärlich

und innerhalb eines schützenden Waldgürtels fortgekommen. Leider wird eine ähnliche Tatsache auch aus der übrigen Schweiz berichtet, und im XXX. Band des Jahrbuches des schweiz. Alpenklubs hat sich E. Eblin, ein im Alpenwald wohlbewandelter Forstmann, sehr ausführlich über diese Erscheinung, besonders mit Bezug auf das Averser Tal in Bünden, ausgesprochen. Der verdiente Kasthofer, dieser wirkliche Lehrer im und am Wald, hat schon zu Anfang dieses Jahrhunderts die gleiche betäubende Erscheinung beklagt und deren Grund zu erforschen gesucht. Er sowohl als andere beschuldigten als Hauptgrund die gewissenlose Abholzung in den höhern Wäldern selbst, und zweifelsohne ist dies eine der einschneidendsten Ursachen; ob es aber die einzige ist, ob bei diesem Verwildern des Hochgebirgs nicht vielleicht noch andere physikalische und meteorologische Ursachen tätig mitwirken, das wage ich nicht zu entscheiden. Mir scheint es wirklich, es gebe auch hier, wie überall, wo tierisches oder pflanzliches Leben herrscht, ein Fluktuieren, Auf- und Absteigen in der Entwicklungskurve, und unsere Alpenwälder seien jetzt in einer absteigenden Bewegung begriffen. Hiemit will ich nun freilich auch nicht im entferntesten angedeutet haben, dass man den Kampf mutlos aufgeben und dem Unheil seinen Lauf lassen solle. Der Wald ist zweifellos für das Klima und die ganze Existenz der Alpengegenden von solcher Wichtigkeit, dass es unsere heilige Pflicht ist, seinem allmäligen Zurückweichen mit allen Mitteln zu begegnen und seine Ausdehnung in der obersten Grenze wo immer möglich zu fördern. In Obwalden wurde in Bezug auf den Wald nun freilich auch gesündigt, wie überall in der Schweiz, und zwar ist hiefür ausschliesslich das jetzige 19. Jahrhundert verantwortlich. Früher war hierzulande jeder Holzschlag zu Verkaufszwecken geradezu verboten. Es existieren nämlich in Obwalden ganz wenig Privatwälder, 83 % aller Wälder sind Korporationswälder;

aus diesen Wäldern nun konnte jedes selbständige Mitglied der Korporation seinen Holzbedarf unentgeltlich beziehen, aber nur zum eigenen Gebrauch, als Brenn- und Bauholz; aller Verkehr und Handel mit solchem Holz war strengstens verboten. Vor etwa 60 Jahren kam diese altmodische, starre, aber für den Forstbetrieb gewiss wohlthätige Forstverordnung in Misskredit; man wollte, wie man meinte, ein zinsloses Kapital zu Geld wandeln, den Wald nutzbar machen, und die Väter einer Gemeinde meinten z. B. zu Anfang der 40er Jahre, wunder wie gut sie die ihnen anvertrauten Interessen gewahrt hätten, als es ihnen gelang, 10,000 Klafter Holz mit 10 % Einmass um 56 Cts. neuer Währung zu verkaufen. Der Preis war wirklich insofern noch ein günstiger, als in andern Kantonen das Klafter um die Hälfte dieses Betrages verkauft wurde. Im grossen und ganzen aber wachten die Gemeinden gleichwohl mit argwöhnischen Augen über ihren Waldbestand, so dass er auch in diesem Jahrhundert nicht übermässig vermindert wurde. In neuester Zeit, seit Inkrafttreten des eidgenössischen Forstgesetzes, ist die Forstpolizei natürlich eine viel strengere, und die Söhne suchen, oft notgezwungen, die Überholzungsünden der Väter wieder gut zu machen, teils durch Schonen des schon bestehenden Waldes, teils durch direktes Anpflanzen. So wurde noch in diesem Jahre in einem einzigen Bachgebiete ein Aufforstungs-Projekt begonnen, das ohne Landerwerb auf 90,000 Fr. zu stehen kommt. Natürlich wären derartige Unternehmungen für die schwachen Finanzen unseres kleinen Kantons unausführbar, wenn nicht die geldkräftige Hand des Bundes an dieselben Subventionen gewähren würde.

So ungünstig die Lebensverhältnisse für den Wald in seinem obersten Gürtel sind, so entwickeln sich in der montanen Region die Waldbäume doch zu einer in der Talsohle kaum geahnten Pracht. Die Publikation des

schweiz. Oberforst-Inspektorates, welche die grössten Vertreter der Baumwelt auf Schweizer Boden im Bild verewigen soll, wird uns denn auch in der Mehrzahl solche Baumriesen vorführen, die in der kräftigenden Bergluft gross gewachsen sind. Auch Obwaldens Bergwälder zeigen uns Exemplare, besonders von Ahornen und Tannen, in wunderbarer Entfaltung. So eine riesige Wittertanne, unter deren Ästen viele Generationen Schutz fanden, in deren zerzaustem Wipfel man die Spuren der Stürme einiger Jahrhunderte findet, gewährt auf einsamer Alpenweide inmitten der stillen Pracht des Hochgebirges das Bild von eigentlicher Hoheit und Grösse. Glücklicherweise hegt denn auch der Alpbewohner für diese ehrwürdigen Bäume eine grosse Liebe und Verehrung; fast nie fällt ein solcher Baum unter den Streichen der Axt, aber auch nur selten endet er in langsamem Absterben und Dahinsiechen sein Dasein; meistens ist ihm ein ruhmvoller Tod im wilden Toben eines alpinen Gewitters oder im mächtigen Brausen und Tosen eines winterlichen Sturmes beschieden. Doch ist die Lebenskraft dieser Riesen auch unter ungünstigen Verhältnissen eine zähe und langdauernde. Viele von Ihnen haben gewiss schon vom grossen Ahorn gehört, der am Storeggpass in der Alp Ohr steht, einen Stammumfang von 10 Meter hat und als einer der grössten Bäume der Schweiz erachtet wird. Sein Stamm ist zum grössten Teil hohl. Über seinen Wipfel sind zweifelsohne schon viele Jahrhunderte dahingerauscht; aber unentwegt hat der tapfere Recke bis jetzt allen Stürmen Stand gehalten, und jedes Jahr wölbt er in frischer Pracht und Fülle seinen herrlichen Blätterdom über die neu ergrünende Alp, und wir wollen hoffen, noch recht oft möge ihm der wiederkehrende Frühling seine schwellenden Knospen sprengen. Doch nicht nur Waldbäume, auch Obstbäume findet man hier von gewaltigem Wuchs. Früher war

Obwalden besonders durch die Grösse seiner Nussbäume berühmt; aber bald werden sie nur mehr selten sein. Die ständige Neubewaffnung der europäischen Heere geht leider dem friedlichen Gesellen immer zuerst ans Leben; denn kein anderes Holz verbindet mit derselben Zähigkeit und Festigkeit diese Leichtigkeit, wie es für den modernen Gewehrschaft von nöten ist. Darum steht der Preis seines Holzes denn auch immer auf einer verlockenden Höhe. Dann nötigt auch der moderne Landwirtschaftsbetrieb, der jeden Zoll Land ausnützt, zum Ausmerzen eines Baumes, der unter seiner dicht schattenden, weit ausgebreiteten Krone kraftlose, sonnenfeindliche Kräuter begünstigt.

Auch diese gewaltigen knorrigen Birnbäume, die früher mit ihrer vielverzweigten Krone die Bauernhäuser beschatteten, verschwinden allmählig, und zwar aus dem ganz einfachen Grunde, weil diese meistens Dörrobst liefernden Arten nicht mehr angepflanzt werden. Die Jetztzeit verlangt einen schnell wachsenden, schnell fruchttragenden Baum, auch wenn derselbe schneller abgängig wird. Unsere Ahnen hatten aber noch Herz und Zeit genug, einen Baum zu pflanzen, dessen Früchte vielleicht erst die Kinder ernteten, in dessen Schatten aber dann auch viele Generationen nacheinander lebten. Der zahme Kastanienbaum, der an den Ufern des Vierwaldstädter Sees sporadisch angepflanzt wurde, kommt in Obwalden auch recht gut fort, findet sich aber nur selten etwa in einem Garten gepflanzt vor. Merkwürdigerweise gedeiht dieser Baum in der innern Schweiz jetzt nicht mehr an den früher von ihm bevorzugten Standorten. Kehrsiten z. B. zählte früher mehrere Kastanienhaine, die alljährlich schöne Erträgnisse abwarfen. Diese Erscheinung tritt auch anderswo auf; so soll die zahme Kastanie in Südfrankreich rapid abnehmen und einem noch nicht aufgeklärten Siechtum verfallen. Es wurden dort sogar Versuche gemacht, diese Frucht auf die widerstandskräftige

Eiche zu veredeln, und nach einem kürzlich gelesenen Bericht soll dieses Vorgehen wirklich auch gelungen sein.

Wenn uns die Flora unter ihren Kindern hier in Obwalden wenige zeigt, die in andern Gegenden der Schweiz nicht auch vorkommen, so begegnen wir der gleichen Erscheinung in noch höherem Masse bei der Fauna. Sie ist so ziemlich die gleiche wie in der übrigen Schweiz auch. Aus den Mitteilungen, die Ihnen Herr Dr. Fischer-Siegwart letztes Jahr in Zürich machte, konnten Sie entnehmen, dass die europäische Sumpfschildkröte als zur ständigen Fauna des Alpnacher Seebeckens gehörend anzunehmen ist. Die Geburtshelferkröte, *Alytes obstetricans*, vom Volksmunde wegen ihrer hellklingenden Stimme „Glöcklikrot“ genannt, wurde auf unsern Bergen schon bis auf 1000 Meter Höhe gefunden.

Von den stummen Bewohnern der Flüsse und Seen, den Fischen, finden sich von den 47 Arten, welche die Gewässer der Schweiz im ganzen beleben, nach bisheriger Beobachtung etwa 24 Arten in Obwalden. Cysat freilich meldet, anno 1601 sei in Alpnach ein Wels gefangen worden; die Beschreibung stimmt ziemlich, aber das Gewicht von 3 Pfund ist etwas verdächtig klein. Seither wurde dieser Fisch in Obwalden nie mehr beobachtet, oder es müsste denn sein, dass sich die sagenhaften Schilderungen der Seeanwohner über den „Riesenfisch“ auf einen fast immer in der Tiefe des Sees sich aufhaltenden grossen Wels beziehen würden. Denn wie fast überall an den Bergseen der Schweiz, geht auch in Obwalden, hauptsächlich am Lungerner See, die Sage von einem in seinen Tiefen lebenden riesenhaften Fisch. Es wurde mir an diesem See schon von so vielen, im übrigen glaubwürdigen Personen die Beobachtung dieses Riesenfisches behauptet, dass man kaum glauben kann, es sei dieses immer nur ein Spiel der auf-

geregten Phantasie; und bedenkt man, dass vor kaum mehr als 100 Jahren noch der grosse Gelehrte Capeler seine Wasserschlangen, Drachen und sonstigen Untiere sortierte, in Systeme schachtelte und ihren Brustumfang von der Dicke eines Wiesbaumes bis zu der eines Kalbes feststellte, ist es da dem Anwohner eines einsamen Bergsees zu verdenken, wenn er in dessen so still und geheimnisvoll glitzerndem Wasser einmal mehr sieht, als da ist? Und muss denn die bekannte Seeschlange durchaus ein Vorrecht grosser Meere sein, dürften nicht auch unsere kleinen Seen sich dieses so oft genannten und aus den Schilderungen gut bekannten Gastes einmal rühmen? Soviel steht jedoch fest: in die Bratpfanne, ja nicht einmal ins Netz hat sich ein solcher Fisch hierzulande nie verirrt. Der Fischer begnügt sich mit viel geringerer Beute, und auch diese wird noch von Jahr zu Jahr seltener; denn die Anzahl aller Fischarten, einiger aber ganz besonders, hat sich vermindert, und die Bestrebungen auf dem Gebiete der künstlichen Fischzucht haben vorderhand diesen Ausfall noch nicht zu decken vermocht. In hohem Grade auffällig ist das Verschwinden der Coregonen-Arten im Sarner- und im Lungerer-See; im letztern kam nach den Untersuchungen von Dr. Fatio eine von der im Brienzer- und Thuner-See vorkommenden nur wenig abweichende Art vor: *Coregonus Wartmani alpinus*, Grundform *dispersus*; im Sarner-See kam vor: *Coregonus Schinzii helveticus*, Grundform *Balleus*, sowie eine dem *Coregonus Wartmani nobilis*, dem Edelfisch des Vierwaldstätter Sees, nahestehende Form. Alle drei Coregonen, die früher ein ziemlich regelmässiges Fangobjekt bildeten, sind innerhalb der letzten 50 Jahre sozusagen ganz verschwunden. Im Alpnacher Becken des Vierwaldstättersees, wo die Balche, der Weiss- und der Edelfisch vorkommen, ist bei allen Arten ebenfalls eine starke Abnahme, doch nicht eigentliches Verschwinden zu konstatieren.

Wodurch diese Fischabnahme verursacht wird, ist schwierig zu sagen. Bei den meisten Fischarten wird sie zweifelsohne zu suchen sein in den gegen früher vermehrten Nachstellungen, in der Korrektur von Flüssen, Seen und Bächen und in dem dadurch bedingten Verschwinden von Laichplätzen, Untiefen, Strudeln, Altwässern und Schlupfwinkeln, endlich auch in der allseitigen Ausbeutung des Wassers im Dienste der Industrie. Aber alle diese Momente können nicht genügen, um uns das Verschwinden jener Fischarten zu erklären, die, weil fast immer in der grössten Seetiefe lebend, hievon nicht wesentlich berührt werden, nämlich der Coregonen; es müssen bei den letztern ganz andere, noch unbekannte physikalische oder sonstige Einflüsse wirken, und es wäre sehr zu begrüßen, wenn es den verschiedenen, in dieser Materie arbeitenden Forschern gelingen würde, dieselben zu entdecken, obwohl deren Beseitigung auch dann noch fraglich bleiben wird. Um die Mehrung des Fischbestandes machen sich die verschiedenen Fischbrutanstalten und Fischereivereine sehr verdient; aber auch hier sollte in allem Mass gehalten werden, und es macht einen lächerlichen, um nicht zu sagen, traurigen Eindruck, wenn man hört, dass sogar die ziemlich harmlose Wasseramsel und der prächtige Eisvogel im Interesse der Fischzucht ausgerottet werden sollten. Solche Fanatiker vergessen ganz, dass vor fünfzig Jahren, trotz Wasseramseln und Eisvögeln, alle unsere Gewässer von Fischen wimmelten. Ebenso bescheidene Beute wie dem Fischer ist heutzutage in unserm Lande dem Jäger beschieden. Da es schon etwas abseits der grossen Heerstrasse nach dem Süden liegt, verirrt sich zur Zugzeit nur selten ein müder Wandervogel als rarer Gast in unser Ländchen; doch wurden bis jetzt hier beobachtet: *Vultur monachus* (grauer Geier), *Aquila naevia* (Schreiadler), *Nyctea nivea* (Schneeeule), *Surnia nisoria* (Sperbereule), *Merops apiaster* (Bienenfresser), *Bombycilla*

garrula (Seidenschwanz), *Otistarda* (Trappe), *Bernicla leucopsis* (weisswangige Meergans), *Oidemia nigra* (Trauerente).

Von den Standvögeln machen gerade die grössten am wenigsten sich bemerklich. Der Lämmergeier ist schon längst verschwunden; häufiger wird noch der Steinadler erlegt; wenn man den alten Ratsprotokollen in Bezug auf richtige Benennung glauben darf, muss auch der erstere früher häufig gewesen sein, denn öfters liest man, dass in frühern Jahrhunderten für einen „Gyr oder Zündler“ die Schussprämie ausgerichtet wurde. Die verschiedenen Waldhühner führen ebenfalls ein gar stilles, verborgenes Leben, sind aber doch noch häufiger, als man glauben sollte, obwohl gegen früher in starker Abnahme begriffen. Diesem Wilde hilft die eidgenössische Jagdgesetzgebung nicht auf; alle Waldhühner sind Kulturfeinde, und das sorgsam den Wald auslichtende Beil des Försters ist ihnen entschieden gefährlicher als die Flinte des Jägers, abgesehen davon, dass ihre Jagd ziemlich schwierig ist. Häufiger als die Waldhühner sind hier die Stein- und Schneehühner, die in ziemlichlichen Ketten unsere Hochalpen beleben.

Das Reh war in Obwalden stets selten, hält sich aber in neuerer Zeit zweifelsohne als Standwild in unserm Gebiete auf; denn in den letzten Jahren sind mir vier eingegangene Rehe bekannt geworden. Seine Wiederansiedlung scheint schwierig; es ist entschieden nicht sehr widerstandsfähig gegen die Unbilden des Gebirges, hat wenig Orientierungssinn und Überlegung und rast, wenn einmal flüchtig, in sinnloser Flucht davon; wenigstens lagen fast alle oben erwähnten eingegangenen Stücke am Fusse von Felsen, teils mit gebrochenen Gliedern. Ganz anders benimmt sich das sonst so scheue Grattier, die Gemse, die im Sommer oft monatelang im Tale ganz nahe bei den Wohnungen sich aufhält, unbekümmert um Menschen und Hunde. Der Gemsenbestand hat sich sehr vermehrt und beträgt gegen-

wärtig in hiesigem Gebiete zirka 200 Stück, mit einem jährlichen Abschuss von 20 bis 30 Stück. Der Hirsch war in Obwalden stets selten und ist gegenwärtig ganz verschwunden. Früher aber muss er, nach den noch existierenden Geweihen zu schliessen, in starken Exemplaren vorgekommen sein oder doch sehr stark aufgesetzt haben. Das Reh wurde von jeher strenger gebannt; seine Jagd war fast immer verboten, während es zeitweise erlaubt war, den Hirsch zu jagen. So wurde 1781 ein J. von R o t z angeklagt, er habe von zwei Rehtieren eines erlegt. Derselbe entschuldigte sich, er habe gemeint, es sei ein Hirsch, und wurde deshalb nur in die für einen Hirsch vorgesehene Busse von 15 Gulden, anstatt 30 Gulden für ein Reh, verfällt. Doch schon dazumal übte der Richter neben der Strenge auch die Milde, und so wurde dem armen Sünder „in Anbetracht seines ehrwürdigen Alters und weil er vor Jahren einen Wolf erlegt“, die Strafe gleich ganz geschenkt. — Überhaupt beschäftigten sich dazumal der Gesetzgeber und der Richter viel mit der Jagd; besonders die Verfolgung der grossen Raubtiere gab viel Arbeit und war streng geregelt. Es waren dies Treibjagden mit Treibern und aufgestellten Netzen im grossen Stil. 1638 z. B. wurde eine Wolfsjagd veranstaltet, bei welcher Netz und Treiberkette einen Umfang von 6 bis 8 km erreichten. Die Jagd war aber auch von Erfolg, denn der Protokollist schreibt: „es waren da waker guote schützen und junge starke Mann und Knaben die in waker ufhin triben und die wyber hend währendem in den Kilchen gebätt verricht und da het uns Gott Glück dazu gen und darnach thut man Gott zu Lob und Eer ein Kryzgang nach St. Niklausen!“ Bei solchen Jagden mussten vom 14. Jahr an alle männlichen Personen, „die es Lybs halben vermögen“, teil nehmen. Während der Jagd war das Trinken, später auch das Rauchen, sowie das unnütze Schiessen strenge

verboten; überhaupt war allen Teilnehmern „ein sittsamentliches und bescheidenliches Betragen“ während der Jagd vorgeschrieben. Nach der Jagd aber scheint ein tüchtiger Trunk als zuträglich erachtet worden zu sein. Bären waren immer seltener als Wölfe und wurden auch nicht im Treiben erlegt, sondern nur durch gute Schützen, denen einige mit langen Spiessen, sogen. Bäreneisen, ausgerüstete Männer beigegeben wurden, verfolgt.

Nachdem wir die Wesen, die Obwaldens Berge und Seen, Fluren und Felder beleben, flüchtig betrachtet haben, möge es mir auch noch erlaubt sein, beim eigentlichen Bewohner noch einige Augenblicke zu verweilen.

Wann und von wem Obwalden zuerst besiedelt wurde, das wird wohl schwerlich jemals zu entziffern sein; denn die archäologischen Funde sind in Obwalden auffällig spärlich; es mag dies wohl damit zusammenhängen, dass hier die Bodenbewegungen selten sind und die Pflugschar nirgends ihre Furchen durch den Boden zieht, wie es ja bei fast ausschliesslichem Weidebetrieb selbstverständlich ist. Doch sind immerhin einige Fundstücke aus allerfrühester Zeit vorhanden, so ein bearbeitetes Stück Quarz mit den Resten einer Tülle, das schwer zu bestimmen ist, aber Ähnlichkeit hat mit den riesigen Steinbeilen und Hämmern, wie selbe auch in Schweden und Norwegen gefunden werden, ferner eine Axt aus Bronze von seltener und früher Form, gefunden in 1700 Meter Höhe in der Nähe von Melchsee-Frutt, 1 $\frac{1}{2}$ Meter tief in der Erde, ein wahrscheinlich alemannisches Beil aus einem Plattengrabe auf der Höhe des Brünig. Im Tale selbst wurde nichts Derartiges gefunden, und es scheint dies darauf hinzudeuten, dass unser Land schon in den frühesten prähistorischen Zeiten in den Alpen seine Bewohner hatte. Das schliesst nun nicht aus, dass die Talsohle nicht auch bevölkert war; aber sicher bewohnt waren die Alpen. Es wurde behauptet, die Täler

der Urschweiz und somit auch Obwaldens seien von Ansiedlern aus dem hohen Norden, aus Schweden und Norwegen, besiedelt worden. Es sollen wirklich noch einige Anklänge vorhanden sein. So wird z. B. behauptet, der sich hier von Generation zu Generation forterbende Abzählreim der Kinder: Einige beinige toppeltee, tivi tävi, Lungerer See etc. stamme aus einer altnordischen Sprache und es soll derselbe in fast ähnlichen Worten jetzt noch im Norden vorkommen. Auch der Ausdruck Storegg soll in Schweden vorkommen und „grosse Ecke“ bedeuten. Ebenso soll das Wort „helsen“ dort die ganz gleiche Bedeutung haben wie hierzulande.

Doch sind dies alles nur Vermutungen, und Gewissheit wird uns wahrscheinlich nie werden. Denn, wenn man schon auf den ersten Anschein glauben sollte, ein so abgeschlossenes Volk wie das unserer Täler müsste Jahrhunderte lang stabil bleiben und die gleichen Gewohnheiten und Gebräuche stets beibehalten, so trifft dies nicht ganz zu. Auch unser Volk war sozusagen in einer fortwährenden, wenn auch langsamen Umwandlung und Veränderung begriffen, sich anschmiegend den durch die Zeiten geschaffenen Bedürfnissen und der veränderten Lebensweise.

Die Tracht z. B., welche wir jetzt als die alte betrachten, ist relativ sehr jung, und die Mode hat schon in den frühesten Zeiten in die einsamsten Täler hinein, wenn auch viel langsamer, so doch gerade so revolutionierend gewirkt wie jetzt; freilich erstreckte sich der Zeitraum der frühern „Saison“ so zirka über ein Menschenalter. Die Tracht von Obwalden war stetsfort eine originale, zwar mit starker Anlehnung an die von Nidwalden. Gleichwie eine eigene Tracht, hatte Obwalden auch von jeher einen eigenen Baustil, und es ist zu bedauern, dass das schweizerische Haus noch keinen Bearbeiter gefunden hat, wie z. B. ein grosser Teil Österreichs in Bankalari. Möchte

es dem schweizerischen Ingenieur- und Architekten-Verein, der sich mit Herrn Prof. Hunziker diese schöne und dankbare Aufgabe gerade jetzt vorgenommen hat, ja gelingen, dieselbe glücklich durchzuführen. Das älteste bekannte Obwaldner Haus im Holzstil stammt aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts. Es war das ein flaches, eher plumpes, ziemlich niedriges Gebäude, ohne gemauertes Kellerstockwerk, nur durch ein ganz niedriges Mauerlein direkt auf dem Erdboden aufstehend, die Fenster sehr klein, aber doch schon ziemlich zahlreich, die Vorderfront gerne gegen Süden, immer gegen die Talseite zugekehrt, das Ganze von einem ganz flachen, doppelschildigen Schindeldache zugedeckt. Die Einteilung im Innern ist sehr einfach; die hintere Hälfte ist offen bis unter das Dach und bildet den Feuer- oder Küchenraum. Die Feuerstätte ist doppelt oder zweiseitig (die eine für Käsebereitung im Milchkessel, die andere, kleinere, für die tägliche Küche. Beide sind gleich offen und unterscheiden sich nur durch die Grösse). Der Rauch sucht nach oben freien Abzug durch die Schindelritzen. Auf der Vorderseite sind die Wohngelasse, Stube und Laube, darüber die „Russdiele“, die zur Unterbringung von allerlei Vorräten, Werkzeugen und Geräten dient. Die Fenster waren ursprünglich ohne verschliessbare Laden, fast nur auf der Vorderseite des Hauses angebracht, ziemlich spärlich. Zu beiden Seiten des Hauses ragten unter das weit vorspringende Dach hinaus die sogenannten Vorlauben, unter welchen das Holz aufgeschichtet lag. Aus diesen Grundformen entwickelten sich die spätern Formen; ein Kellerstock wurde untergesetzt, die Fenster vermehrt und das Dach steiler gestellt. Das Haus wird immer komfortabler; später wird ein Kamin eingesetzt, die hintere Hälfte auch in Zimmer umgewandelt. Die Vorlauben verschwinden allmählig, und statt ihrer wird das obere Stockwerk, nach beiden

Seiten auslagernd, breiter erstellt. Das Dach wird statt des flachen Schindeldaches ein ziemlich spitzgiebliges Ziegeldach. Die Veränderungen, die wir in den verschiedenen Zeitabschnitten beim Obwaldner Haus bemerken, sind vielleicht nicht so sehr einer veränderten Geschmacksrichtung, als verändertem Bedürfnisse und Wechsel im Baumaterial zuzuschreiben. Das Haus der ersten Zeit besteht noch ganz aus Holz; es ist sozusagen kein Eisen daran verwendet; selbst die Schindeln sind nur durch die Last der Steine befestigt. Die grosse Küche bildet noch den Aufenthalt der Familie tagsüber und während der Winterabende. Die vorhandenen Vorräte, Korn, Mehl, Käse und Dürrfleisch, werden im Speicher aufbewahrt. Der spätere Typus zeigt uns schon vermehrte Bedürfnisse; intensiver betriebene Milchwirtschaft und später der Kartoffelbau fordern einen Keller. Die Stube wird vergrössert auf Rechnung der Küche. Das Schindeldach wird schon grösstenteils mit Nägeln befestigt; es ist deshalb möglich, und die Notwendigkeit längerer Erhaltung fordert dazu auf, dasselbe viel steiler, für den Wasserabfluss viel günstiger anzulegen. Aus dem Flachdach entwickelt sich das Spitzdach. All diese Veränderungen sind noch viel ausgesprochener in der spätern Epoche mit dem ganz steilen Ziegeldache. Die moderne Zeit, seit Mitte dieses Jahrhunderts, erschwingt sich leider nicht mehr zu einem stilgerechten, einheitlichen Bauernhause. Jeder flickt und klebt sich ein Wohnung zusammen, wie es ihm, seinen Bedürfnissen und der Phantasie des jeweiligen Baumeisters gerade passt. Das Resultat mag in einzelnen Fällen ein rationelleres sein; aber nie macht eine solche moderne Baute den heimeligen, gemütlichen Eindruck des alten Obwaldner Hauses, noch viel weniger ist die Wirkung eine so schöne, harmonische im gesamten Landschaftsbilde, wie sie die alten Holzhäuser in ihren satten braunen

Farben hervorbrachten. Das Leben, das sich in diesen Holzhäusern abspielte, war zumeist ein sehr ruhiges, gleichmässiges, in frühern Zeiten besonders; wenn schon auch Freude und Leid, Schmerz und Wonne, Hass und Liebe im Gewässer der Menschenseele ihre Wogen werfen und ihre Kreise ziehen in der Hütte wie im Palaste, so geht da doch alles ungesehener vor sich. Obwohl der Gesundheitszustand im grossen und ganzen ein guter ist, die Leute im allgemeinen, trotz oft kärglicher Nahrung, alt werden, so steht doch ausser allem Zweifel, dass die Konstitution der jetzigen Generation gegen früher schwächer wurde. Die Nervosität in allen ihren Formen fängt auch auf dem Lande an, sich ungebührlich breit zu machen. Bei den Kindern nimmt die früher fast unbekannte Scrophulose in beängstigender Weise überhand und auch die Phtyse fordert zu viele Opfer. Wenn schon unrichtige und unregelmässige Nahrung, Vererbung u. s. w. hier ihre Einflüsse geltend machen, so kann ich mich doch der traurigen Ueberzeugung nicht verschliessen, dass an dieser Schwächung der Generation die hohen Anforderungen, welche die Primarschule stellt, nicht unschuldig sind. Man hört zwar oft genug ein ähnliches Urtheil, man spricht vom Abrüsten; aber jedermann scheut sich, den Anfang zu machen, und nachdem in neuerer Zeit gar noch der eigentümliche Usus Platz gegriffen hat, die Rekrutenprüfungen quasi als Gradmesser des schweizerischen Patriotismus zu betrachten, fürchte ich, ist der Zeitpunkt noch recht ferne, wo auf diesem Gebiete rationell Wandel geschaffen wird. Im grossen und ganzen kann man aber doch das Obwaldner Volk als ein gesundes, langlebiges betrachten. So ist z. B. nach den statistischen Zusammenstellungen von 1876—90 die Zeitdauer der bestehenden Ehen eine sehr lange, nämlich 28 Jahre, und wird nur übertroffen vom Kanton Tessin mit 28,7 Jahren. Ebenso hatte

Obwalden von 1885—91 durchschnittlich von 100 untersuchten Rekruten nur 27 untaugliche; es wird in dieser Beziehung nur vom Schweserkanon Nidwalden übertroffen, der bloss 20 untaugliche zählt; einzelne Kreise haben einen Durchschnitt von 77 untauglichen Rekruten. Die meisten Opfer fordern die Lungenkrankheiten, besonders die Pneumonie; doch tritt dieselbe jetzt nie mehr so bösartig auf, wie sie früher unter dem Namen „Alpenstich“ in den Berggegenden wütete. In diesem Jahrhundert trat letztere Krankheit sowohl in Engelberg als im übrigen Obwalden noch sehr verheerend auf, so Anno 1816. Als Vorbote der Krankheit erachtete man es damals, dass im selben Jahre auf den Engelberger Alpen einige hundert Schweine an einer rotlaufartigen Krankheit zu Grunde gingen. Gleich darauf brach die unter dem Namen „Alpenstich“ bekannte Krankheit aus und raffte in Engelberg in kurzer Zeit 70 Personen hinweg. Eine Bettelfrau floh über die Storegg, fand Unterkunft im Heimwesen Käli in Kerns, erkrankte da und steckte 11 Personen an, die fast sämtlich starben. Von da verbreitete sich die Seuche in Kerns fast allgemein, und wie Dr. Troxler damals schrieb: „Obschon in diesem Lande eine Verachtung der Todesfurcht wie bei alten Völkern getroffen wird, so blieb dennoch die Verzweiflung nicht aus; man suchte durch feierliche Umzüge und öffentliche Gebete den Zorn des Himmels zu beschwören.“ Das benachbarte Sarnen blieb ganz verschont, in Sachseln starben 40, in Giswil 60, in Lungern 40 Personen, während dem April und Mai, d. h. etwa 5—6% aller Bewohner. Zum letztenmal trat diese Krankheit in unserm Ländchen auf im Winter 1833/34, mit ähnlicher Heftigkeit. Ältere Kollegen schildern den Alpenstich unter dem Bilde einer sehr heftigen Pleuropneumonie, kompliziert mit starken Icterus und Gastritis. Als Ursache wurde dazumal besonders der Südwind verantwortlich ge-

macht. Das Wechselfieber, das früher endemisch in Giswil und Alpnach herrschte, ist schon seit Jahrzehnten gänzlich verschwunden, an ersterm Orte infolge Trockenlegung einer sumpfigen Gegend, an letzterm von selbst. Typhus ist seit mehr als 10 Jahren sicher nie mehr selbständig in Obwalden aufgetreten, sondern wurde immer nur von aussen eingeschleppt.

Nun möchte ich auch noch einen Kranz winden jenen verstorbenen Obwaldnern, die sich um die Wissenschaft, speziell um die Naturkunde, verdient gemacht haben, und ich bedaure nur, dass es ihrer nicht mehr waren. Obwalden war stets von einem Hirtenvolk bewohnt, und wer von seinen Bewohnern durch geistiges Übergewicht oder überquellenden Tatendrang bei diesem bescheidenen Leben sich nicht begnügte, der tauschte den Hirtenstab mit der Pike und suchte, wenn auch in fremdem Solde, sich Ruhm und Ansehen zu erwerben. So kommt es, dass auf so vielen Schlachtfeldern, von Sizilien bis in die Niederlande und von Spanien bis zur Beresina, Obwaldner bluteten und wenn auch nicht für ihr Vaterland, so doch für ihren Eid und ihre Pflicht zu sterben wussten; aber die exakte Wissenschaft sammelte leider nie zahlreiche Partisanen unter ihrem Banner. Doch nennen wir mit Stolz einen der Unsrigen, der, wenn auch kein Gelehrter im strengen Sinne des Wortes, so doch in der Gelehrtenwelt einen geachteten Namen sich schaffte durch seine bedeutenden Dienste, die er der Wissenschaft, speziell der Topographie leistete, einen Sohn dieses Tales, Ingenieur und Talamann Joachim Eugen Müller von Engelberg. J. E. Müller wurde 1752 im hiesigen Tal als Sohn eines mit Kindern reich gesegneten Zimmermanns geboren, genoss im Kloster einen höchst kurzen und spärlichen Unterricht und musste schon in aller Frühe zum Verdienen des Lebensunterhaltes dem väterlichen Handwerk sich widmen.

Als Zimmermannsgeselle arbeitete Müller an der Erstellung des Hôtel Engel, des Gasthauses im Grafenort u. s. w. 1774 kam ein fremder Geselle nach Engelberg, der sich mit Fabrikation von Hirschhorngest, Pottasche und Salpeter sowie Betrieb von Bergbau beschäftigen wollte, und Müller schloss sich demselben an; doch ging das Geschäft so schlecht, dass letzterer sich bald wieder trennte und eine Anstellung im Kloster annahm und daneben auch noch das Amt eines Gemeindevorstandes besorgte. Ein alter Klosterpater, der das Talent des jungen Mannes bemerkte, lehrte ihn in freien Stunden die Anfänge des Zeichnens. In der freien Zeit pflegte Müller fleissig der Gamsjagd obzuliegen, auf den benachbarten Bergen herumzusteigen und von denselben Skizzen zu zeichnen. 1787 kam der verdiente Gelehrte J. R. Meyer von Aarau nach Engelberg, um mit seinem Zeichner, dem Strassburger Joh. Heinr. Weiss, für das neuprojektierte Relief und die Karte der Schweiz vom Titlis aus einige Aufnahmen zu machen. Müller ging mit als Träger und Begleiter; aber wie erstaunte Meyer, als der scheinbar ungebildete Mann ihm über die Aufnahmen und Messungen des Ingenieur Weiss Bemerkungen machte, die ein aussergewöhnlich hohes Verständnis und natürliche Begabung für die Topographie verrieten. Meyer suchte nun den einfachen Zimmermann, in dem er eine vorzügliche Kraft für sein grosses Unternehmen erblickte, sogleich für dasselbe zu gewinnen und lud ihn ein, mit ihm nach Aarau zu kommen. Müller fand grosse Freude an der Arbeit und kehrte nach einigen Wochen wieder nach Engelberg heim, um sich den Winter über ausschliesslich mit Skizzieren und Modellieren zu beschäftigen. Schon im März 1788 kehrte er wieder nach Aarau zurück und brachte gleichsam als Meisterstück ein Relief von Engelberg mit, das ungemein gefiel, so dass Meyer schon am Tage nach seiner Ankunft mit ihm einen

Vertrag abschloss, welcher beginnt: „Mit Gott in Aarau den 3. März 1788. Hat Hr. J. Rudolph Meyer allhier mit dem Ehren geachteten J. Müller, Weibel, nachstehenden Akkord getroffen. Da Herr Meyer durch Herrn Weiss von Strassburg Ein Werk arbeiten lässt, welches die weltberühmten schweizerischen Berggegenden und Alpgebirgen in ihrer natürlichen Gestalt darstellt, und dieser Obenbemelte J. Müller als Ein erfahrener Bergmann laut dargestellten Probstucken die Kenntniss besitzt, dergleichen Berggegenden in Gips darzustellen, so hat er sich verpflichtet zu Beförderung dieses Werkes seine ganze Zeit und alle seine Kräften in allen Treuen darzugeben, in Allem Hrn. Meyers Nutzen zu fördern und Schaden zu wenden und seinen Intenzionen ganz nachzuleben.“ Als täglicher Lohn „für all dieses“ erhält Müller 30 Bernbatzen, woraus er sich „auf all denen Bergreisen selbstern ernehren und vor seinen Unterhalt besorgt sein muss“. Weiss und Müller machten sich nun gemeinschaftlich an die Arbeit und begannen mit ihren Vermessungen im März 1788 vom Schloss Horben aus bei Muri, um von dort aus „gegen Zürich-Gebiet, Rigi und ganzen sichtbaren Hochgebirg horizontal und elevations Winkel zu messen“. Von da gings durchs Entlebuch nach Bern und über Thun ins Haslital, auf Gletscherhorn, Grimsel, Aargletscher u. s. w. In den Jahren 1790—1796 durchreiste Müller sozusagen sämtliche Gebirgsgruppen der Schweiz mit Ausnahme des Jura und machte dabei eine Menge Messungen und Berechnungen, die in Anbetracht der damaligen Verhältnisse grösstenteils vorzüglich waren. Förmlich trianguliert oder Dreiecksnetze berechnet hat aber Müller nicht; er arbeitete hiebei vielmehr mit einem ganz originalen Instrumente, das von Breitinger in Zürich im Auftrage Meyers verfertigt und Müllers Individualität direkt angepasst war, nämlich seinem sogenannten „Scheibeninstrument“, von dem in

seinen Briefen und Berichten viel die Rede war. Es scheint dies ein Stativ gewesen zu sein, welches ein Tischchen trug, auf dem er Papierscheiben von ca. 15 cm Durchmesser befestigte, auf die er dann mit einem über ihrem Zentrum drehbaren Diopterlineal Richtungen nach bestimmten Objekten eintrug. Aus diesen gewann er dann seine weitem Resultate durch Zeichnungen, anstatt durch Rechnungen. In der Sammlung der Zürcher Sternwarte sind eine grosse Menge solcher Blättchen noch jetzt vorhanden. Übrigens versäumte Müller nebst seinen Zeichnungen und Berechnungen auch im Feld nicht das direkte Modellieren, in welcher Kunst er ein Meister war. Auf allen seinen Fahrten führte er eine Anzahl Schachteln mit Gips bei sich, und von Zeit zu Zeit wurden ihm solche wieder frisch von Aarau aus nachgesandt als Ersatz für die heimgeschickten Modelle. Müller arbeitete nämlich auf den Bergspitzen nach direktem Anblick diese plastischen Nachbildungen in Gips aus, und diese spielen bei ihm eine grosse Rolle. 1790 im April schrieb Meyer an ihn: „Es dunkt mich noch allzeit eine Hauptsach die Arbeit an dem Ort in Gipsschachteln zu machen.“ Als Frucht der Müllerschen Arbeit ist nun ein grosser Teil und sicher der beste des Meyerschen Atlases zu betrachten, sowie jene Reliefs, die in verhältnismässig grosser Anzahl und für die damalige Zeit erstaunlich exakter und richtiger Ausführung aus seiner geschickten Hand hervorgingen. Eine in Zachs monatlicher Correspondenz 1802 erschienene, wahrscheinlich von General Finsler herrührende Besprechung über das Meyersche Kartenwerk sagt denn auch über die fast ausschliesslich von Müller bearbeiteten Teile: „Dagegen aber übertreffen die Gebirgsgegenden nicht bloss alle bisherigen bekannten Karten, sondern man darf keck behaupten, dass das Hochgebirge hier zum erstenmale mit einiger Ähnlichkeit dargestellt ist.“ In ihrer Art noch vorzüglicher sind seine vielen Reliefs, die Müller

zu gegenwärtig lächerlich billigen Preisen verfertigte auf Grund der im Sommer aufgenommenen Zeichnungen und Bergansichten. Von solchen Zeichnungen existierten viel über 1000, in einer zwar einfachen, aber äusserst exakten, übersichtlichen Manier ausgeführt.

Nach Herrn Beck in Bern stellte Müller seine Reliefs her aus einer Masse von Gips, Sand, Kalk, Wachs und Harz; er übergoss eine mit Plan versehene, eingewandete Fläche, auf welcher die wichtigsten Höhepunkte mit entsprechend langen Stiften markiert waren, mit obiger heisser Mischung und fing dann die langsam erkaltende Masse sogleich an zu modellieren und von den Bergspitzen aus die Täler und Vertiefungen auszugraben, wozu er sich eines löffelförmigen Instrumentes bediente. Jetzt geht man bekanntlich einfacher vor; man schneidet von den Kurvenkarten die einzelnen Kurven aus, klebt sie auf entsprechend dicken Karton und befestigt sie aufeinander, wodurch man natürlich eine mathematisch genauere Konfiguration erhält; das übrige wird durch Modellieren in Wachskomposition bewerkstelligt. Als die beste der Müllerschen Reliefarbeiten wird sein Relief des Engelberger Tales betrachtet; es ist dies leicht verständlich; denn dem engen Tale, wo er geboren wurde und seine Jugendjahre verlebte, bewahrte Müller stetsfort eine grosse Anhänglichkeit. Von seinen Reliefs kam sein erstes grosses schweizerisches, nach welchem zu einem grossen Teil der Schweizer Atlas von Meyer bearbeitet war, nach Paris in den Invaliden-Palast, andere kamen nach Berlin, Stuttgart, Karlsruhe, Sigmaringen, St. Petersburg; dann nach Zürich, Bern, Luzern, Aarau, Winterthur, Sitten, Ursern, Sarnen und Engelberg. Trotz all seinen Erfolgen blieb Müller stetsfort ein bescheidener Mann, der ob seinen weiten Ausblicken sein engeres und kleineres Vaterland nie vergass, sondern ihm vielmehr diente, wo sich eine Gelegenheit bot. Schon 1778 wurde

er zum Talamann von Engelberg gewählt, 1800 zum Aufseher der Strassen und Brücken im Distrikt Waldstätten; auch sonst bekleidete er verschiedene Kantonsbeamtungen. Engelberg empfing durch Müller eine Menge direkter Wohltaten, und manche Not wurde von ihm in den damaligen schweren Zeiten an der Wende des Jahrhunderts, sowie im Hungerjahr 1816 gemildert. Dem Kloster Engelberg schenkte er ein Relief des Tales, dem Kanton Obwalden ein solches der Zentralschweiz, das an der Seite des neuen vorzüglichen Imfeldschen über die gleiche Gegend, im Rathaus zu Sarnen aufgestellt, zu interessanten Studien auffordert über die Fortschritte, welche die Kartographie in nahezu 100 Jahren gemacht hat. Müller starb am 30. Januar 1833 hochgeachtet und geschätzt von allen, die ihn kannten. Das ganze Tal und viele auswärtige Leidtragende nahmen an seinem Leichengeleite teil. Seine Verdienste um die Topographie der Schweiz werden stets anerkannt bleiben und Wolf hat in seiner „Geschichte der Vermessungen in der Schweiz“ seinen Arbeiten einen verdienten Denkstein gesetzt.

Und wenn ich Ihnen nun aus unserm Kanton nicht eine lange Reihe Gelehrter oder Naturforscher vorführen konnte, sollte mich da nicht ein Gefühl der Beschämung beschleichen? Sollte ich mich hier in Gegenwart dieser gelehrten Versammlung schämen meines Volkes, dem im harten Kampfe ums Dasein entweder die Zeit fehlte, oder das in der stillen, ruhigen Zufriedenheit, wie sie die Alpenluft grosszieht, den Trieb nicht empfand zu tiefem wissenschaftlichem Studium? Ach nein, meine Herren, weit entfernt! Sie selbst haben dadurch, dass Sie unser stilles Alpental zu Ihrem diesjährigen Festort wählten, gezeigt, dass in Ihnen noch lebhaft das Gefühl tätig ist, das uns lehrt, des Menschen Glück bestehe nicht allein in Systematik, Logarithmen, Retorten und Formeln, dass in uns allen, nebst dem realen, materiellen Teil, noch ein idealer Teil bestehe,

der in uns den unwiderstehlichen Trieb nährt, zurück-zukehren zur Natur, aus der dumpfen, gedrückten Luft der Studierstube und des Laboratoriums hinaus in die freie Welt, hinein in diesen wunderbaren Tempel, der uns die Allmacht Gottes in so herrlicher und durch alle Welten klingender Sprache predigt. Und gleich wie es nötig ist, im Leben des einzelnen Individuums zuweilen innezuhalten in seiner alltäglichen Beschäftigung und, seinen Blick vom gewohnten Ziele ablenkend, auszuruhen zu neuem Schaffen, so ist es auch im Leben der Völker; es muss auch da Abwechselung und Verschiedenheiten geben. Wie öde wäre es, wenn die Welt nur von Gelehrten bevölkert wäre, und wo kämen wir hin, wenn es nur Bauern gäbe? Gerade hier ist eine glückliche Mischung von nöten, dass jeder in seinem Kreise zum Nutzen der Gesamtheit nach Kräften wirke. Eines schickt sich nicht für alle; wer stets nur die fromme Milch alter Überlieferungen getrunken und die kühle Luft der Berge geatmet hat, erträgt nur schwer den starken Wein moderner Gelehrsamkeit, und was nützt die herrliche Flamme des Wissens dem, der sie nicht so zu schüren versteht, dass sie hell ihm leuchtet, sondern nur trübe qualmt und glimmt? Drum lassen Sie dem Volke seinen kindlich naiven Sinn und den frommen Glauben der Väter, und sorgen Sie stets dafür, dass auch beim ungebildeten Manne die Hochachtung vor der Wissenschaft eine tiefe und lebendige bleibe; dann können Sie auch versichert sein, dass Sie jetzt und allezeit das Wanderzelt Ihrer jährlichen Festversammlung im entlegensten Bergdorfe unseres lieben Schweizerlandes aufschlagen können. Sie werden dort zwar weniger Verständnis, aber gerade so herzlichen Empfang und aufrichtige Hochachtung finden wie im Weichbild einer Gelehrtenstadt.

Ich erkläre hiemit die 80. Jahresversammlung der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft für eröffnet.

Leere Seite
Blank page
Page vide